

Journal

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **88 (2001)**

Heft 11: **Besondere Museen = Musées particuliers = Particular museums**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zürich: Umpolung?

Eine städtebaulich und betrieblich interessante Alternative zur Tabula Rasa, die Max Robert beim Kongresshaus vorschlägt (wbw 10/01).

Ein Hauptwerk von Haefeli Moser Steiger zum Abschluss freigeben, weil seine Infrastrukturen für einen zeitgemässen Kongressbetrieb ungeeignet sind? Das Bautenkonglomerat am See war der Schlusstein im Reigen der Landi-Festarchitekturen von 1939, seine eigentümliche Stilblüte von venturienesker Heiterkeit. Statt einen Neubau – dem wohl auch die benachbarte Tonhalle zu weichen hätte – zu provozieren, wäre die Umnutzung zum reinen Kultur- und Musikpalast sinnvoller und rentabler. Für einen Kongresshaus-Neubau bietet sich gegenüber vom Landesmuseum an der Sihl ein anderer Standort an. Dort verfügt die öffentliche Hand über eine Landreserve, die Zürich dauerprovisorisch als Busbahnhof dient. Diese Nutzung mag hinter dem Hauptbahnhof sinnvoll sein, stellt aber an der prominenten Scharnierstelle zwischen Innenstadt und Kreis 5 eine verschenkte Chance dar. Der Ideenwettbewerb Landesmuseum hat es verpasst, das Grundstück als Erweiterungsmöglichkeit für seine Zwecke in Betracht zu ziehen. Zudem ist in der Zwischenzeit die Planungsleiche der Gleisüberbauung «Eurogate» definitiv entsorgt worden, sodass es möglich und notwendig ist, die Karten für Investitionen hinter dem Hauptbahnhof neu zu mischen. Das Grundstück an der Sihl liesse sich als Auftakt zum derzeit dynamischsten Stadtteil Zürichs denken: Beidseits der Achse Limmatstrasse-Hardturmstrasse bilden Schulen, Museen, Theater, Galerien und das künftige Grossstadion eine Art Strip, dessen architektonischer Kopf das neue Kongresshaus bilden würde – wirkungsvoll an Zeitgeist, Stadtzentrum und Verkehr angeschlossen. **A. B.**



1

1 | **Telegraphenstation, 1824, Ansicht,**
Architekt: **Melchior Berri**
(Foto: Serge Hasenböhler)

2 | **Forum Architektur Winterthur**

Outstanding

Seine visionäre städtebauliche Idee blieb Makulatur, und manch realisiertes Werk fiel der Zerstörung anheim. Nun würdigt das Basler Architekturmuseum Melchior Berri (1801–1854) zu dessen 200. Geburtstag.

Nebst der Bibel war Palladio seine Lieblingslektüre. Er wäre wohl lieber Hungers gestorben, als ihn herzugeben. Elend sind die zwei Jahre (1823–25), während derer Melchior Berri in Paris an der Académie des Beaux-Arts studiert und unter den Fittichen Jean-Nicolas Huyots praktisches Handwerk erwirbt. 1842 heiratet er Margaretha Salome, die Schwester des Kulturhistorikers Jacob Burckhardt. Am 12. Mai 1854 begeht Berri Selbstmord. So sehr seine Biographie von Höhen und Tiefen geprägt ist, so mäandrierend präsentiert sich seine Rezeption.

Rund 140 Objekte, ausgeführte wie entworfene – Bauten, Denkmäler, Brunnen, Grabmäler, Möbel, Kleinkunst – umfasst sein Werk. Die Fülle der überlieferten Dokumente ist Berris Nachfahren zu verdanken. Mit den Bauten wurde weniger sensibel umgegangen. Manche Villa fiel in den 1960er- und 70er-Jahren der Abbruchwut zum Opfer. Schon 1938 musste das Casino weichen, 1969 wurden die letzten Spuren des Blümleintheaters getilgt. Selbst im Museum an der Augustinergasse sind innen nur Treppenhaus und Aula original erhalten.

Aber nicht erst die Nachwelt verfuhr unzimerlich mit Berri. Der Höhepunkt seiner Karriere – der Bau des Museums an der Augustinergasse – markiert gleichzeitig seinen Niedergang. Das Funktionale eines Kollegiengebäudes mit dem wissenschaftlichen Charakter des Museums zu verbinden, ergab die Anlehnung an die Nüchternheit der Schinkel'schen Bauakademie. Der Repräsentationscharakter ist vergleichbar

mit Sempers Hochschulgebäude in Zürich. Aber die Ausführung könnte unterschiedlicher nicht sein. Eingekleint in die Altstadt Häuser, ist dem Bau der Triumph einer Stadtkrone verwehrt. Dennoch entbehrt er der Feingliedrigkeit, die ihn in die Umgebung integriert hätte. Berri scheint auf das Kontrasterlebnis gezielt zu haben. Die Enge der Gasse weitet sich im Innern, wo der Besucher in einen Rausch von Farben und pompejanischen Motiven taucht. Von da an bleiben die Aufträge aus.

In der Ausstellung ist die Entstehungsgeschichte des Museums eindrücklich mit Plänen dokumentiert – ein Fest für die Sinne. Nach Bautypologien gegliedert, erlaubt der Rundgang eine vergleichende Betrachtung der Projekte für die Parlamentsgebäude von Zürich, Bern und Luzern, der Entwürfe für Wohnbauten sowie für Kultur- und Freizeitbauten – stimmig inszeniert von Miller/Maranta, die das Ausstellungskonzept entworfen und die Wände mit den Farben versehen haben, die Berri seinen Bauten verlieh. An den Fassaden des Domus-Hauses lenken die Architekten den Blick auf Berris Biographie: In schwarzen Schriftzügen markieren sie seine Reise-Stationen.

Vermissen lassen Ausstellung und Katalog eine Einbettung Berris in den klassizistischen Kontext. Verdient er es, im selben Atemzug mit Schinkel, Klenze, Kubly und Semper genannt zu werden? Ulrike Jehle-Schulte Strathaus und Martin Fröhlich suggerieren es. Zu zaghaft sind die Verweise auf Achilles Huber (1776–1860), Amadeus Merian (1808–1889), Christoph Riggenschbach (1810–1863) und Johann Jacob Stehlin d. J. (1826–1894). Die Autoren «verschanzen» sich lieber hinter Friedrich Weinbrenner (1766–1826), Berris erstem Lehrer. So steht Berri wieder allein da, «outstanding», aber einsam, als Lokalmatador. **Rahel Hartmann**



Schulstadt

Seit fünf Jahren fordert das Forum Architektur Winterthur interessierte Stadtbewohner heraus, sich mit ihrem Winterthur zu beschäftigen. Es versucht, Einfluss zu nehmen auf die städtebauliche Entwicklung, zettelt Debatten an und deckt mitunter neue, überraschend brisante Problemfelder auf.

«Freiräume in Winterthur» – unter diesen Titel stellte der neunköpfige Vorstand des Forums Architektur Winterthur das Jahresprogramm 2000. So unverfänglich der Titel, so brisant war die Entdeckung, die während der Sitzungen zum Vorschein kam: eine fast vergessene Enklave unmittelbar vor der Winterthurer Altstadt, ein namenloses Quartier, in dem die Stadt viel unbebautes Land besitzt und wo noch kein spezifischer Nutzungsdruck auszumachen ist. Als man den Winterthurer Architekten Arnold Amsler einlud, zu dieser «Stadtmitte Süd» einen Vortrag zu halten, überzeugte ihn das Thema vorerst nicht. Aber die Erkenntnis, dass da in Zentrumsnähe städtische Grundstücke ohne konkreten Anspruch quasi als Reserve auf ein planloses Bauen vor sich hinwarten, öffnete ihm die Augen. Hier hätte die Stadt die Möglichkeit, Stadtentwicklung par excellence zu betreiben: «Das wäre Stadtentwicklung! – nicht das Machen ist dabei dringend und entscheidend, sondern das Aufspüren von neuen Möglichkeiten, das Anregen des Gesprächs und schliesslich das Freihalten des Gebietes vor aufkommenden Behinderungen!» schloss Amsler sein Referat. Dieser Vortrag, eingebettet in eine aufwendige Ausstellung, zeigt exemplarisch, wo die Arbeit des Forums Architektur Winterthur hinzielt: städtebauliche Probleme und Defizite sollen ins öffentliche Bewusstsein gerückt werden, erst recht, wenn diese Defizite noch

nicht offenkundig sind. Kerngedanke des Forums Architektur Winterthur ist und bleibt die Überzeugung, dass Bauen eine öffentliche Sache und der Meinungbildungsprozess ein wesentliches Instrument ist, in einer demokratisch offenen Gesellschaft. Das heisst: man lockt Kollegen und Kulturbeflissene nicht mit Vorträgen alter Hasen und Stars aus der internationalen Architekturszene, sondern man bietet in Form von Podiumsdiskussionen, Ausstellungen oder auch Vorträgen der Winterthurer Bevölkerung regelmässig eine Plattform für Auseinandersetzungen, die beitragen sollen zum Meinungbildungsprozess in architektonischen vor allem aber städtebaulichen Fragen, die ganz praktisch und konkret die Stadt Winterthur betreffen. Dieses konstante Angebot des Forums wird jeweils rege besucht.

Noch zu wenig zu schätzen und zu nutzen wissen es leider viele Winterthurer Politikerinnen und Politiker – darum will das Forum im Hinblick auf die kommenden Wahlen die Entwicklung der Stadt und das Bauen zum Wahlthema machen. Schlaue Köpfe haben aber das Potenzial bereits erkannt und suchen die Kooperation. Zum Beispiel das Stadtmarketing, das einen Preis für guten Wohnungsbau ausgeschrieben hat. Gemeinsam mit dem Forum Architektur Winterthur soll an der nächsten Podiumsdiskussion (am 8. November) mit Investoren, Architekten und Politikern erörtert werden, was guter Wohnungsbau für eine Stadt heissen könnte, die sich unter anderem nach der Eröffnung der Zürcher Hochschule Winterthur (ZHW) zusehends zur Schulstadt entwickelt. **Karin Salm**

NAi holt Betsky

«In Sachen Architektur sind die Niederlande das Zentrum der Welt», behauptet Aaron Betsky. Er ist seit Juni dieses Jahres neuer Direktor des Niederländischen Architekturinstituts NAI.

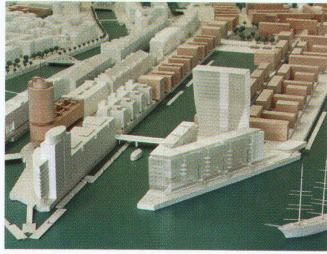
Die Steuermillionen der niederländischen Kulturförderung haben die Randstadt zum nasskalten Silicon Valley der Architektur gemacht. Es erstaunt nicht, dass auch die traditionsreiche Architekturbieniale von Venedig nach Rotterdam umzieht. Betskys Vorgängerin Kristin Feireiss wird für die Premiere im September 2002 verantwortlich zeichnen. – Das 1988 gegründete NAI hat einen wichtigen Beitrag an das holländische Architekturwunder geleistet. Das Architekturinstitut zieht mit seiner reichen Kollektion Theoretiker und Forscher aus dem In- und Ausland an. Ausstellungen wie «9+1» und Publikationen wie «The Artificial Landscape» – Gegenstück zu Bart Lootsmas «SuperDutch» – haben junge Büros ins internationale Rampenlicht befördert. – Der Amerikaner Betsky hat seine Schulzeit in den Niederlanden verbracht und spricht flüssend holländisch. Seine Sporen als Architekt verdiente er in den Achtzigerjahren im Büro Frank Gehry ab. Seit 1995 war er Kurator für Architektur, Design und digitale Projekte am SFMOMA. Betskys Rückkehr in die Niederlande erfolgt in einem Moment, in dem das Zelebrieren nationaler Identität angesichts der Vereinigung Europas zur hohlen Tourismuswerbung verkommt. Rem Koolhaas hat letztes Jahr in einer unvergleichlichen Tirade darauf hingewiesen, dass Bücher wie «SuperDutch» keine Architekturkritik seien, sondern Propaganda. Interessanter wäre es, so Koolhaas, an einer Idee des «Europäischen» zu arbeiten. Man darf gespannt sein, wie sich das NAI unter Betsky dieser Herausforderung stellt. **Urs Primas**

Folgenschwere Musealisierung

Ein Spitzenmuseum, das Museum für Gestaltung Zürich, soll durch eine von oben verordnete Neuausrichtung pädagogisch verbiedert werden.

Ende September haben die Direktorin des Museums für Gestaltung Zürich, Erika Keil, sowie die Kuratoren Claude Lichtenstein und Andreas Volk gekündigt. Sie protestieren damit gegen das Vorhaben von Rektor Hans-Peter Schwarz, das Museum enger an den Lehrbetrieb anzubinden; dies unter dem Vorwand, dadurch den aufs Sparen eingeschworenen Bildungspolitikern den Wind aus den Segeln zu nehmen. Das neue Konzept sieht – statt wie bis anhin sechs bis zehn Ausstellungen – neben einer Dauerausstellung zur Geschichte des Designs in der Schweiz nur noch eine grosse Wechselausstellung jährlich vor.

Martin Heller hatte als Kurator und – bis zu seiner Übernahme der Direction Artistique der Expo.02 – auch als Leiter des Museums wesentlich zur Profilierung eines interdisziplinären Ausstellungsbetriebs beigetragen, der über die Schweiz hinaus grosse Anerkennung fand. Ausstellungen wie «As found – Die Entdeckung des Gewöhnlichen» (vgl. wbw 7-8/2001) oder jene über Buckminster Fuller spannten das Beziehungsfeld von Architektur, Stadt, Design und Kunst auf. Zur Zeit sind mehrere bereits geplante Ausstellungen blockiert, und der neue Rektor ist offensichtlich darauf aus, das Museum auf ein didaktisches Fenster für Kunstgewerbe und Design zu beschränken. **C.Z.**



Wettbewerb MediaCityPort Hamburg,
1. Preis, Büro Benthem, Crowel,
Amsterdam

4 Hamburgs neue Medienstadt

Ein Zentrum der Neuen Medien wird der erste wichtige Neubau der Hamburger Hafencity. Der Architekturwettbewerb hierzu ist nun entschieden.

Auf der Spitze des Dalmannkais, dem markantesten Punkt des Hafencity-Geländes, soll der eindrucksvolle Kaispeicher A (1963–65, Architekt: Werner Kallmorgen) in einen «MediaCityPort» (MCP) umgewandelt werden. Wo bis vor kurzem noch Pistazien und Kaffee gelagert wurden, sollen bald Werber und Webdesigner mit Blick auf Elbe und Hafen arbeiten. Die Errichtung einer Medienstadt in den Mauern des Backsteinriesen gilt als ein Schlüsselprojekt der Hafencity. Es ist Auftakt für ein neues Medienquartier und Fortsetzung der «Silicon Alley» entlang der Elbe, Deutschlands grösster Zusammenballung von New-Media-Unternehmen.

Der Umwandlung des Kaispeichers, der vom renommierten Kunsthistoriker Hermann Hipp als «subtiles Kunstwerk» geschätzt wird, kommt auch deshalb Bedeutung zu, weil er als eines der wenigen Gebäude dieses historischen Freihafengeländes erhalten bleiben soll. Das MTC-Projekt läßt aber vermuten, das die Umnutzung alter Bauten mit Brechstange und Spitzhacke vorangetrieben wird. Einem sanften Wandel widersprach die Absicht, in diesem tiefen, nur durch wenige kleine Fenster belichteten und von einem engen Stützenraster geprägten Bau Medienbetriebe unterzubringen und dem Investor weitgehende Veränderungen zu erlauben.

Aus dem zweistufigen Wettbewerb ging das Amsterdamer Büro Benthem Crowel als Sieger hervor. Der Entwurf erinnert nur noch in seiner Form an den alten Speicher, der weitestgehend abgerissen wird. Um

ein dreieckiges Atrium gruppieren sich zwei in V-Form angeordnete Flügel, deren vorgehängte Doppelglasfassaden die alten Klinkerwände ersetzen. In die offene Seite des Dreiecks wird zusätzlich ein 90 m hohes, prismatisch gebrochenes Hochhaus eingeschoben, das sich in einer grossen Geste über den Innenhof beugt. Ein rigoroser Entwurf ist das, mit wenig Gespür für den Ort. Sensibler verbindet Dominique Perrault (2. Preis) Alt und Neu. Zwar wird auch hier ein Teil des Speicherinnen für ein Atrium entkernt und ein Hochhaus projektiert, doch bleiben beispielsweise die alten Backsteinfassaden erhalten. Den 3. Preis erhielten Gigon/Guyot aus Zürich für einen übertrieben radikalen Vorschlag: Der Speicher wird ersetzt durch einen dreigeschossigen Sockel, aus dem gleich vier Hochhäuser emporwachsen, die durch Brücken miteinander verbunden sind. Problematisch erscheint auch, dass die Stellung der Türme allein dazu dient, allen Nutzern Ausblick zu verschaffen, und keine stadträumlichen Qualitäten ausbildet.

Zum Konzept des MCP gehört es, den Mietern aus der Medien- und Kommunikationsbranche eine Rundum-Betreuung mit auf sie zugeschnittenen Dienstleistungen anzubieten. So finden sich in den verschiedenen Bauteilen des siegreichen Entwurfs neben Büros auch Geschäfte, Wohnlofts, Ausstellungsflächen, Studios, eine Medien-Akademie und diverse Freizeitangebote. So reizvoll der Gedanke für New-Economy-Workaholics sein mag, das multifunktionale Haus überhaupt nicht mehr verlassen zu müssen, ein derart autarker Solitär saugt alle Funktionen des öffentlichen Raums auf und gefährdet die von den Planern beschworene Urbanität des neuen Stadtteils. Ob von diesem ersten wichtigen Bauprojekt der Hafencity die richtigen Impulse zu ihrer weiteren Entwicklung ausgehen werden, ist zweifelhaft. **Claas Gefroi**

Schützenswerte Seesicht

Normen in Baugesetzen hinsichtlich Gestaltung und Einordnung (sog. Ästhetikparagrafen) haben nicht direkt zum Ziel, die Aussicht zu schützen. Dies bewirken Indirekt etwa die Bestimmungen über die Geschosshöhe oder die zulässigen Dachformen. Auch bei Wertebussen durch Neubauten nützt der Ästhetikparagraf dem betroffenen Nachbarn nichts. So entschied das Zürcher Verwaltungsgericht zu § 238 Abs. 1 PBG vor kurzem klipp und klar.

Ein Bauherr kann grundsätzlich frei wählen, wo genau er auf seinem Grundstück ein Gebäude realisieren will. Nur Vorschriften zu Grenz-, Gebäude-, Weg- und Strassenabständen können bisweilen zu Einschränkungen führen. Unter Umständen kann auch die Rücksichtnahme auf benachbarte Schutzobjekte die Lage eines Bauvorhabens mitbestimmen.

Erfolgos blieb aber ein Nachbar, der sich auf den Ästhetikparagrafen berief, weil seine – heute bestehende – Sicht auf den See durch ein neues Bauvorhaben auf dem Nachbargrundstück weit gehend verbaut worden wäre, und eine Verschiebung des geplanten Neubaus verlangte.

Einig ist man sich, dass es sich bei der Gestaltungsvorschrift von § 238 PBG um eine positive ästhetische Generalklausel handelt, die mehr will, als nur die Verunstaltung eines Stadt- oder Quartierbildes verbieten. Vielmehr soll ein Bau architektonisch und kubisch zufrieden stellen und darüber hinaus für die bauliche und landschaftliche Umgebung zu einer gefälligen Gesamtwirkung führen. Immerhin: Die Beurteilung unter ästhetischen Gesichtspunkten darf nicht nach den Massstäben und Anliegen einzelner erfolgen; die Bewertung muss sich – so auch das Bundesgericht – auf objektive und grundsätzliche Kriterien stützen.

Der Gestaltungsvorschrift für Bauten und Anlagen kommt deshalb auch keine Schutzfunktion hinsichtlich individueller Aussicht zu. Was die Gemeinde mit den Festlegungen im Zonenplan (für den Kanton Zürich: Aussichtsschutz im Sinne von § 75 PBG durch besondere Anordnungen in der kommunalen Bau- und Zonenordnung zu ermöglichen) nicht vorsieht, kann nicht im Einzelfall und individuell auf den Ästhetikparagrafen gestützt erreicht werden.

Daran ändert auch eine erhebliche Wertebusse am eigenen Grundstück (im vorliegenden Fall 300 000.– Franken) als Folge der Realisierung der umstrittenen Bauten des Nachbarn nichts. Das Verwaltungsgericht stellt dazu unmissverständlich fest: «Jeder Nachbar einer Parzelle, die noch nicht überbaut ist ... muss damit rechnen, dass gelegentlich ein «zonenkonformer» Neubau realisiert wird.» Mit dem Hinweis auf einen Wertverlust des eigenen Grundstücks lässt er sich nicht verhindern.

Thomas Heiniger